

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 13. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M. Berlin, 1. Juli 1894. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$ M. XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moriz von Reichenbach.

(1. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick erschien Sefi's dunkler Kopf vor dem der Hitze wegen geöffneten Fenster, das nach dem Garten führte, dann verschwand er, und der Rechtsanwalt begann zu lesen:

„Mit schwachen körperlichen Kräften, aber im Vollbesitze meiner geistigen Capacitäten setze ich hiermit meinen letzten Willen fest, dessen gewissenhafte Vollstreckung ich meinem altbewährten Freunde, dem Rechtsanwalt“ — die Stimme des Lesenden nannte den Namen nur leise, wie etwas Nebenächtliches — „Justizrath Brettner übertrage.“

Herwart fieberte vor Ungeduld bei dieser Einleitung; das leise Räuspern des Rechtsanwaltes, womit dieser den Hauptpassus einleitete, machte ihn nervös.

Da, endlich, — nun kam es: „Mein Universal-Erbe ist mein Adoptiv-Sohn Herwart von Ludna-Sellwitz —“

Herwarts Brust hob sich, siegesficher überflog sein Auge die Versammlung und blieb nur mit einem unwilligen Aufblitzen auf Sefi's Scheitel haften, der wiederum flüchtig vor dem Fenster erschienen war, um so gleich wieder unterzutauchen. Der Rechtsanwalt, der eine Pause gemacht hatte, wiederholte: „Mein Universal-Erbe ist mein Adoptiv-Sohn Herwart von Ludna-Sellwitz, — nach der Meinung der Welt, — aber nicht nach der meinigen.“

Eine Bewegung erhob sich im Saale. Die Brillengläser des Rechtsanwaltes bligten; er machte ein Zeichen, als bäte er um Ruhe. Dann fuhr er fort:

„In Anbetracht, daß mein Adoptiv-Sohn Schulden halber den Militärdienst quittiren mußte, in Anbetracht, daß sein späteres Verhalten mir keinerlei Garantie dafür bietet, daß er Geld zu verwalten versteht, endlich: in Anbetracht, daß das Leben in der Residenz offenbar einen schädlichen Einfluß auf ihn ausübt, glaube ich den von mir übernommenen Verpflichtungen ihm gegenüber am besten nachzukommen, indem ich ihm Gelegenheit gebe, durch angemessene Thätigkeit wieder ein



Am Jahrestage.

Nach dem Bilde von H. Bogler. — Siehe Seite 104.
Photographie - Verlag der photographischen Union, München.

ordentlicher Mensch" — ich bitte um Verzeihung, ich kann nur die Worte wiederholen, die der Testator niedergeschrieben hat — „ein ordentlicher Mensch zu werden. Zu diesem Zwecke bestimme ich, daß Herwart von Ludna mein in der Provinz Posen gelegenes Rittergut Demkowo bekommen soll, einen Besitz, aus dem sich mit einiger Arbeit und Mühe viel machen läßt, und zu dessen Bewirtschaftung ich ihm außerdem ein Betriebskapital von zwanzigtausend Thalern vermachte. Sollte Herwart von Ludna das Gut verkaufen und das daraus gelöste Geld, wie es wahrscheinlich ist, durchbringen, so haben meine Erben keinerlei Verpflichtungen mehr gegen ihn, und er hat sich sein Unglück selbst zuzuschreiben.

Alma von Ludna soll eine Jahresrente von dreitausend Mark beziehen, solange sie lebt.

Meine Schwester Hermine von Malten erhält ebenfalls dreitausend Mark jährlich, solange sie lebt.

Ich habe das alles vorangehen lassen, ehe ich meinen Haupterben nenne, denn ich weiß, daß bei der Verlesung meines Testaments die lieben Verwandten sammt und sonders ungeduldig sein werden, und da sollte doch jeder zunächst wissen, woran er wäre, um dann mit mehr Aufmerksamkeit das anzuhören, was ich der Familie noch mitzutheilen habe.

Aus meiner ersten Ehe besaß ich eine Tochter, die älteren Familienmitglieder wissen das, die jüngeren erfahren es hiermit. Kurz nachdem ich mich zum zweiten Male verheirathet hatte, verließ diese meine Tochter Dorothea von Sellwitz mein Haus, um sich gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen mit einem jungen Musiker Namens Friedrich Kalka zu verbinden. Einflüsse, denen ich damals unterworfen war, und deren Verderblichkeit ich erst viel später erkannte, bewogen mich, diese meine Tochter zu verstossen, ihre ersten Briefe uneröffnet zurückzusenden und mich völlig von ihr loszusagen.

Damals hoffte ich noch auf Leibeserben aus meiner zweiten Ehe; aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, und jetzt, in meinem hohen Alter, erkenne ich darin eine gerechte Strafe des Himmels.

Ob meine Tochter die ersten Jahre ihrer Ehe im Elend verbracht hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat der Gram über das verlorene Vaterhaus ihr Glück getrübt, wenn anders sie glücklich war, und in meiner Macht liegt es nicht mehr, an ihr gut zu machen, was ich ihr gegenüber fehlte. Durch die Bemühungen treuer Freunde habe ich aber nun die Gewißheit erhalten, daß ein Kind aus der Ehe meiner Tochter mit Friedrich Kalka lebt!

„Soll erst bewiesen werden!“ rief Herwart, der nicht mehr an sich halten konnte.

Der Rechtsanwalt verneigte sich leicht nach dem Platze hin, auf dem Herwart stand.

„Gewiß, die Beweise sind zur Hand. Gestatten Sie, daß ich fortfahre?“

Herwart unterdrückte nur mühsam eine laute Verwünschung, und der Rechtsanwalt las weiter:

„Diese Tochter, Dorothea Kalka, ist meine rechtmäßige Erbin. Ihre Eltern sind vor einem halben Jahre fast gleichzeitig einer Epidemie erlegen. Meine Enkeltochter Dorothea Kalka weilt in Zürich im Hause eines Freundes ihres Vaters, aber ich habe dafür gesorgt, daß sie rechtzeitig von meinem Ableben benachrichtigt wird, wenn es mir nicht vergönnt sein sollte, sie noch lebend in meine Arme zu schließen.

Dorothea Kalka ist meine Universal-Erbin; ihr vermache ich mein ganzes Vermögen mit allem, was ich an liegenden Gütern und baarem Gelde besitze, abzüglich der oben genannten und einiger weiter unten namhaft gemachter Legate.

Im Belieben meiner Enkeltochter Dorothea soll es stehen, meiner Schwester Hermine und meiner Stieftochter Alma zu gestatten, weiterhin in Hellowa zu domiciliren, und diese beiden letzteren haben sich ganz nach den Wünschen meiner Enkeltochter zu richten.

Mit dieser Verfügung hebe ich alle früher von mir getroffenen Bestimmungen auf und erkläre dieses Testament für das allein gültige.“

„Ich wünsche Einsicht in das höchst wunderliche Schriftstück zu nehmen!“ rief Herwart, an die Seite des Rechtsanwalts tretend.

„Bitte,“ erwiderte dieser einfach und hielt ihm das Testament hin, ohne es jedoch ganz aus der Hand zu geben.

„Belieben Sie Datum und Unterschriften zu prüfen, Herr von Ludna; es ist alles in untadelhafter Ordnung!“

Frau von Malten und Alma von Ludna weinten. Herwart wandte mit leicht zitternder Hand die Blätter des Testaments.

„Belieben Sie vielleicht auch Einsicht in die andern Papiere zu nehmen?“ fragte der Rechtsanwalt mit ruhiger Stimme. „Hier das Trauzugzeug des Fräulein Dorothea von Sellwitz mit Herrn Friedrich Kalka, hier der Tauschein der jungen Erbin, — sie ist sechzehn Jahre alt,

— hier ist auch das amtliche Document über ihre Geburt als Tochter der oben genannten Eltern. Sie wurde in Philadelphia geboren, wo Herr Kalka damals wohnte.“

„Es ist wohl keine Frage, wem wir all diese Papiere, sowie diese ganze Ueberraschung verdanken,“ zischte Herwart. Der Rechtsanwalt verneigte sich.

„Es ist mir eine besondere Genugthuung gewesen, in diesem Falle das Recht des Rechts vertreten zu können, um so mehr, als der Volksmund meinen Stand ja so gern mit dem Epitheton ‚Rechtsverdreher‘ belegt.“

Er fuhr mit dem Zeigefinger über seine Rasenspitze, eine Bewegung, die er zu machen pflegte, wenn er sich in allerbesten Laune befand.

„Es dürfte sich doch fragen, ob dieses Testament, das offenbar durch starke Beeinflussung eines todtkranken Mannes erzwungen wurde, unanfechtbar ist!“

„O, keine Sorge, Herr von Ludna, ein Testament, das ein so gewiegter alter Rechtskenner wie ich als Zeuge mit unterschrieben hat, ist vollkommen unanfechtbar! Uebrigens würde auch ohne Testament die Erbschaft an die einzige leibliche Erbin des Verstorbenen fallen, und dieses ist im Grunde nur für die Legate wichtig.“

Herwart biß sich auf die Lippen, es war in der That gar nichts zu machen.

„Herr von Ludna müssen Sie doch auch noch des Fräulein Dorothea von Sellwitz erinnern?“ sagte der Rechtsanwalt im freundlichsten Conversations-Tone; „Sie waren ja schon ein ganz handliches Jungchen, als die Frau Mama hier in das Haus kam?“

Ja, freilich! Herwart erinnerte sich; war er doch damals ein zweiundzwanzigjähriger Mensch gewesen, auf den die Bezeichnung des Rechtsanwaltes durchaus nicht mehr paßte, und hatte er doch schon damals angefangen, das Leben recht gründlich zu genießen. Er erinnerte sich auch des Planes seiner Mutter, ihn einmal mit der sechzehnjährigen Stieftochter zu verbinden, und seiner Präliminarien zur Verwirklichung dieses Planes, sowie des maßlosen Zornes der stolzen Frau, als sie all ihre Berechnungen zu Schanden gemacht sah. Er wußte besser als jeder andere, weshalb so bald jede Nachricht von der entflohenen Tochter ausgeblieben und in der Familie das Gerücht verbreitet worden war, sie sei gestorben. Er kannte die Entstehungsgeschichte dieses Gerüchtes; aber nachher war es so bequem gewesen, daran zu glauben, und von der Existenz einer Enkelin seines Adoptiv-Vaters hatte er nichts geahnt. Er hatte sich bald nach der Flucht Dorothea's mit einer jungen Dame verheirathet, die er für eine Erbin hielt, während sie glaubte, durch ihn in eine glänzende Lage zu kommen. War es nun die Enttäuschung über ihre verfehlten Hoffnungen, oder war es ein Protest der Natur gegen zu enge Corsets und gesundheitschädliche Schönheitsmittel, kurz, sie starb nach wenigen Jahren und ließ zwei Kinder zurück. Herwart, der nicht wußte, was er mit den hülflosen Geschöpfen, die das Schicksal ihm aufgehaßt hatte, anfangen sollte, übergab sie seiner Mutter und Schwester und fuhr fort, das Leben zu genießen, über die nie ausreichenden Zuschüsse seines Stiefvaters Waise zu machen und seinen Credit auszunutzen, soviel es irgend möglich war.

Der Rechtsanwalt blinzelte ihn über seine Brillengläser hinüber an.

„Wenn Herr von Ludna gestatten, möchte ich jetzt die Lectüre beenden. Es handelt sich noch um Ernennung der Vormünder der Erbin, als welche der Herr Erblasser meine Wenigkeit und den Herrn Oberberggrath Malkolm vorgelesen hat, und um einige kleine Legate an den jungen Egmont Malkolm und an bedienstete Leute. Der Herr von Sellwitz, mein nun verewigter Freund, hat mit bewunderungswürdiger Klarheit an alles gedacht.“

Er schob seine Brille zurecht und fuhr in seiner Vorlesung fort.

Sefi's Kopf war noch einmal vor dem Fenster sichtbar geworden. Jetzt gab sie ihren Beobachtungsposten am Fenster auf; sie wußte genug! Sie hatte es sich so schön ausgemalt, wenn sie nun, als Erbin proclamirt, mit Entfaltung eines unerhörten Edelmuthe's auf alles verzichten würde, um Gut und Geld den ‚rechten Erben‘, die Gottlieb dann nennen mußte, zu übergeben. Nun war die rechte Erbin ohne all ihr Zutun gefunden, und sie war überflüssig!

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, ihre Wangen glühten. Aber jetzt wollte sie auch nicht in Hellowa bleiben; was sollte sie hier, wo niemand nach ihr fragte, niemand sie brauchte?

Ziellos rannte sie in den Park, sie mochte jetzt keinen von diesen Menschen sehen. Sie stieß fast mit Egmont Malkolm zusammen, der ihr unvermuthet entgegenkam.

„Was ist denn geschehen, Fräulein Sefi, Sie weinen ja?“

„Ich? Fällt mir nicht ein, aber Sie, Herr Malkolm, gehen Sie nur schnell und holen Sie sich das Pathengeld von dreitausend Mark bei dem Erbschaftsputsch!“

„Fräulein Sefi! Ich bin kein Schmarozer!“

„Nicht? Na, ich auch nicht!“

Damit lief sie weiter, und er ärgerte sich, daß er dasselbe Wort gebraucht, das Theo soeben ausgesprochen hatte, und zugleich fühlte er sich doch gehoben dadurch. Eine Viertelstunde später traf Theo mit seinem Vater zusammen.

„Sage mir um alles in der Welt, wo Du eigentlich steckst!“ rief dieser ihm entgegen. „Wir haben hier inzwischen schöne Geschichten erfahren und gehen so gut wie leer aus.“

„Du erlaubst wohl, daß ich den nächsten Zug zur Rückfahrt nach Berlin benutze, Papa?“

„Mensch, verstehst Du denn nicht, was ich sage! Es ist eine Erbin da, eine Enkeltochter, die alles bekommt.“

„Ich finde das ganz in der Ordnung; wie gesagt, ich möchte abreisen, Dein Wille war es ja nur, daß ich bei der Beisehung zugegen sein sollte.“

Herwart machte eine ungeduldige Bewegung.

„Meinetwegen, fahre! Aber Du wirst begreifen, unter diesen Verhältnissen kann ich natürlich zunächst nicht mehr für Dich thun als bisher.“

Ein müdes, bitteres Lächeln glitt über Theo's Gesicht. Er neigte zustimmend den Kopf.

„Natürlich,“ sagte er, „und — und ich darf wohl den Wagen bestellen?“

„Geh!“

Der junge Mann entfernte sich.

„Und dieser häßliche, apathische Bücherwurm ist mein Sohn!“ murrte Herwart, ihm nachblickend. „Nun, ich habe nicht Zeit, mich jetzt darüber zu ärgern, jetzt gilt's —!“

IV.

Die Oberberggräthin Malkolm saß am Fenster ihres Wohnzimmers und blickte, über ihren Strickstrumpf hinaus, auf den weiten Marktplatz der ober-schlesischen Industriestadt hinab.

Es war aber weder der monumentale Brunnen, noch das eben so monumentale Rathhaus, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, obgleich beides in Wahrheit auffallend genug wirkte, in der Umgebung von Lehnhütten und schlechtem Pflaster, in der es sich befand.

Die Gedanken der Oberberggräthin waren mit anderen Dingen beschäftigt.

„Wenn sie nur deutsch kann,“ murmelte sie halblaut, „dann wird sich die Sache wohl einleiten lassen. Und es wäre ja ein Scandal, wenn die deutschen Eltern ihr Kind nur englisch oder französisch hätten sprechen lassen, wenn das Mädchen auch in Amerika geboren wurde und in der Schweiz aufwuchs!“

Eine Dienstmagd blickte zur Thüre herein.

„Soll ich die Suppe bringen?“ fragte sie. „Der Herr Oberberggrath kommt gerade über den Ring gegangen, und der junge Herr ist auch schon aus der Schule.“

„Natürlich, bring die Suppe! Und sprich nicht immer von der Schule! Der junge Herr macht Ostern sein Abiturienten-Examen, da spricht man nicht mehr von der Schule!“

Die Küchenfee verschwand eiligst, und die Oberberggräthin erhob sich mit einem tiefen Seufzer.

Es war hohe Zeit, daß diese ganze kleinliche Wirtschaft um sie her einmal aufhörte. Diese Dienstmoten mit ihren schlechten Manieren, dieser Küchengeruch in allen Zimmern, sobald die Suppe brodelte! — Nein, die Oberberggräthin hatte es satt, sie war zu etwas Besserem bestimmt!

Wieder wurde die Thüre geöffnet, und Egmont Malkolm blickte in das Zimmer. Er hatte eine lange Cravate etwas genial ungeknüpft, als wisse er, daß er eine gewisse Aehnlichkeit mit den Jugendbildern Lord Byron's besitze, und wolle diese noch mehr zur Geltung bringen.

„Komm Mamachen,“ rief er, „ich bin tüchtig hungrig; wir haben uns aber auch heute besonders anstrengen müssen. Aber das ist wahr, ein famoser Kerl ist unser Professor Schmidt, — er weiß einen mit fort zu reifen!“

Er hätte offenbar gern noch mehr über diesen Punkt gesprochen, allein die Oberberggräthin sagte klagend: „Mein Gott, wie das Kraut wieder riecht; — ich bitte Dich, mach die Thüre zu!“

Fünf Minuten später saß die Familie um den Esstisch herum und verzehrte schweigend, wie es in diesem kleinen Kreise üblich war, die Suppe. Der Glanz, den Egmont's Augen bei der Heimkehr gehabt hatten, war inzwischen erloschen. Gleichgültig blickte er vor sich hin. Der Oberberggrath liebte das Reden im allgemeinen nicht. Bei Tisch hatte er aber ein besonderes Vor-

urtheil dagegen, denn, nachdem er den ganzen Vormittag angestrengt gearbeitet hatte, wollte er zu Mittag Ruhe haben.

Er sah daher nicht sehr erfreut zu seiner Frau auf, als diese, noch während er das Fleisch vorlegte, begann: „Sör' mal, August, ich muß etwas mit Dir besprechen.“

Sie machte eine kleine Pause, als erwartete sie eine Aufforderung weiter zu reden. Da diese aber ausblieb, begann sie von neuem: „Der Gedanke an Dein neues Mündel geht mir Tag und Nacht durch den Kopf! Dieses arme, liebe, junge Geschöpf kommt mütterseelenallein hier an, in ein wildfremdes Haus, unter wildfremde, übelwollende Menschen.“

„Woher weißt Du das?“

„Mein Gott, August, das liegt doch auf der Hand! Alle in Hellowa Anwesenden fühlen sich doch durch diese unerwartet auftretende Erbin verkürzt; man kann sich ja denken, mit was für Gefühlen sie ihr entgegenkommen!“

„Sie hat das gute Recht, die ganze Gesellschaft zum Tempel hinaus zu jagen, wenn sie ihr nicht paßt. Sei unbesorgt, alle ihre Rechte sollen ihr unverkürzt zu Theil werden!“

„Aber, August, ein Kind von sechzehn Jahren kann doch nicht allein in dem großen Schloß hausen! Sie bedarf doch vor allem einer mütterlichen Freundin und Beratherin; wer soll ihr das denn sein? Der erste Vormund, der Rechtsanwalt Brettnner, ist Witwer; die anderen sind alle nicht uneigennützig der jungen Erbin gegenüber.“

Der Oberbergrath, der bisher sich nicht hatte stören lassen, vergaß plötzlich, die Gabel zum Munde zu führen. Er wußte auf einmal, worauf seine Frau losging, und der Ideengang, der sich ihm da eröffnete, zeigte ihm plötzlich so unerwartete Perspektiven, daß er wirklich einen Augenblick aus der Fassung kam.

„Was? Du, Hortense, Du wolltest?“

„Ich halte es thatsächlich als Frau ihres Vormunds für meine Pflicht, mich der Waise mit Rath und That anzunehmen.“

„Du willst nach Hellowa? Für ein paar Wochen, oder noch länger?“

Die Oberbergräthin hatte plötzlich in Anbetracht ihrer eigenen Opfersfähigkeit die Thränen in den Augen.

„Ich habe an alles gedacht, lieber Mann. Hellowa ist in zwei Stunden von hier zu erreichen; ich werde jeden Sonnabend hierher kommen, um mit Pauline, die ja sonst ein ordentliches Mädchen ist, die Wochenrechnung und die Einkäufe, sowie den Küchensettel für die kommende Woche zu machen.“

Der Oberbergrath hatte schweigend zugehört, jetzt schien sein Entschluß gefaßt.

„Das ist Unsinn und unausführbar, liebes Kind. Wenn Du aber wirklich eine Zeit lang nach Hellowa gehen willst, so ist mir's recht, nur nehme ich dann für diese Zeitdauer meine Schwester ins Haus.“

„August!“

„Es ist kein Grund, sich darüber zu entsetzen; meine Schwester ist eine brave, einfache, zuverlässige Person, die zwar, wie Du behauptest, nicht zu Dir paßt, und die ich daher aus Rücksicht für Dich wenig sehe, die aber durchaus geeignet ist, meinen Hausstand in Deiner Abwesenheit zu führen. Im übrigen, Du weißt, ich mache nicht viel Worte; entweder Du gehst nach Hellowa und meine Schwester kommt her, oder Du bleibst hier; punctum!“

„Mein Gott, es ließe sich doch noch ein Ausweg finden!“

„Nein! Und nun kein Wort mehr darüber! Ueberlege es Dir; bis morgen Mittag will ich Bescheid haben!“

Die Oberbergräthin wußte, daß es gegen ein solches Ultimatum keine Widerrede gab; da sie aber fand, daß ihr Gatte wieder einmal mit unerhörter Schroffheit ihre Gefühle verletzt habe, hielt sie es für angezeigt, das Essen mit Ostentation unberührt vorübergehen zu lassen und, in fast regelmäßigen Zwischenräumen, eine Thräne zu trocknen oder wenigstens das Taschentuch an die Augen zu führen.

Egmont that indessen dem guten Appetit seiner neunzehn Jahre volle Genüge und verhielt sich wohlweislich schweigsam, bis sein Vater das Zimmer verlassen hatte. Kaum war dies aber geschehen, so klagte die Oberbergräthin: „Ach, ich finde so wenig Verständniß bei Deinem Vater. Wenn ich Dich nicht hätte, mein Egmont —!“

„Aufrechtig gestanden, Mama, ich verstehe aber auch nicht recht, weshalb Du geweint hast; das, was Papa sagte, war doch richtig.“

„Aber die Art und Weise! Ach, das ist es, woran man sich nie gewöhnt, wenn man seine Jugend in einem wahrhaft feinen Familienkreise verlebt hat. Mein Vater, Dein Großvater, war ein Cavalier vom reinsten Wasser.“

„Doch sehr tüchtig kann er unmöglich gewesen sein, sonst hätte er das schöne Gut nicht verpugt.“

„Ach, Egmont, es ist niemals Cavaliers-Sache gewesen, scharf zu rechnen, und die Zeiten waren zu schlecht —.“

„Na, und sage mal, was hast Du eigentlich gegen die Tante?“ fragte Egmont, seine Mutter unterbrechend, denn er fürchtete das von ihr angeschlagene Thema, bei dem er sich schon oft genug gelangweilt hatte.

„Ja, wie soll ich Dir das sagen? Siehst Du, Dein Vater ist ja eine Capacität in allem, was organisatorische und praktische Thätigkeit betrifft, — wie wäre denn auch sonst der Herr von Sellwitz darauf verfallen, ihm die Vormundschaft über diese junge Millionärin zu übertragen! Aber — Dein Vater ist eben, was man so einen self made man nennt, und seine Geschwister stehen auf einer ganz anderen Stufe als wir. Diese Schwester ist ganz ungebildet, aller Sinn für das Höhere geht ihr ab!“

„Ach so, weiter nichts? Ich dachte, es wäre vielleicht irgend was Besonderes. Wenn sie etwas von der Küche versteht, so laß sie nur ruhig kommen.“

„Aber jedes Familienleben wird dann aufhören, jede häusliche Ansprache —.“

„I, Mamachen, damit ist es leider doch nichts Rechtes!“

„Egmont! Wie kannst Du nur so etwas sagen! Doch das ist Vererbung, das hast Du von Deinem Vater! Begreiffst Du denn nicht, wie schwer es für mich ist, mich den gegebenen Verhältnissen anzupassen? Wie ich mit aller Kraft danach strebe, mich und Dich, meinen einzigen Sohn, aus dieser Alltags-Atmosphäre heraus zu heben, in der wir leben müssen? Was nützen denn Deinem Vater all seine schönen Fähigkeiten, wenn er sie nur im Dienst anderer verwendet, während er selbst und seine Familie nichts davon haben?“

„Verzeih, wenn ich Dich wieder unterbreche! Vater hat doch ein recht schönes Einkommen, wir leben doch angenehm und sorgenfrei.“

„Sage lieber: wir vegetiren! Ach, mein armer Liebling, Du ahnst ja gar nichts von den Höhen des Lebens, von jenen Höhen, auf die nur goldene Stufen führen! Wenn es uns sozusagen gut geht, so haben wir nur eben, was wir brauchen; aber erst mit dem Ueberflüssigen fängt der wahre Genuß an. Ist es ein Genuß, in einem jämmerlichen kleinen Quartier inmitten einer rüchlerigen Fabrikstadt zu wohnen? Ist es ein Genuß, sein Mittagessen jeden Tag zu riechen, ehe man es auf den Tisch bekommt? Was sehen und wissen wir von den feineren Genüssen des Lebens? Was bietet uns die Kunst, was haben wir von den Schönheiten der Erde? Unser Sinnen und Trachten verzehrt sich im Alltagskram. Das ist alles, was wir vom Leben haben.“

„Aber —“ warf Egmont etwas kleinlaut ein. Er wußte jedoch seinen Einwurf nicht recht weiter zu begründen; in Wahrheit war ihm das Leben bisher durchaus nicht unangenehm erschienen, da das Lernen ihm leicht wurde und seine Mutter stets bereit war, seinem schnell erschöpften Taschengeld frische Zuschüsse zuzuführen.

„Aber ich hoffe für Deine Zukunft Besseres, mein Egmont,“ fuhr die Oberbergräthin fort. „Du siehst gut aus, hast eine entschieden distinguirte Erscheinung und bist klug. Mit diesen beiden Eigenschaften steht einem jungen Manne die ganze Welt offen, wenn er einen richtigen Blick für die Verhältnisse hat. Und den wirst Du schon bekommen, und einstweilen wird Deine Mutter die Augen für Dich offen halten. Vertraue mir nur immer, mein Liebling, versprich mir das!“

„Aber gewiß, Mamachen, ich wüßte gar nicht, wie ich dazu kommen sollte, Dir nicht stets das Beste zuzutrauen!“

Sie seufzte tief, stand noch einen Augenblick unschlüssig neben ihm, als hätte sie gern mehr gesagt, folgte indessen dann dem Rufe des Dienstmädchens, das irgend eine häusliche Angelegenheit besprechen wollte.

Egmont zündete nachdenklich eine Cigarre an und setzte sich in den Schaukelstuhl ans Fenster.

„Sie meint es so gut,“ murmelte er, „sie ist eigentlich rührend. Aber ich verstehe sie manchmal nicht, und ich werde dann so leicht ungeduldig.“

Er sah zwischen den Wolken seiner Cigarre hindurch nach dem Wohnzimmer seiner Mutter hinüber, dessen Thüre offen stand.

Sein Blick flog über die beiden großen Oelbildchen, die da in prunkhaften Goldrahmen über dem rothen Plüschsofa hingen, und neben denen einige getrocknete Schilfkolben und Bergdisteln seit langer Zeit den Staub aufgefangen hatten, der sie nun mit einem dicken, grauen Schleier bedeckte. Ueber den Consolenspiegel zwischen den Fenstern schlang sich ein rother Shawl, der ziemlich unmotiviert die eine Seite der

Glasfläche bedeckte, und den Egmont früher auf den Schultern seiner Mutter gesehen, und vor dem Fenster standen in einer zierlichen Jardinière künstliche Blumen, deren Farben die Sonne schon ausgebleicht hatte. Unwillkürlich flogen Egmonts Gedanken vergleichend zwischen dieser Einrichtung und dem Schlosse von Hellowa hin und her.

Und zum ersten Male wurde es ihm klar, daß seine Mutter mit ihren Klagen recht hatte, und zugleich, daß er für sich eigentlich stets ein anderes Zukunfts-Ideal gehabt, als das: zu werden, was sein Vater war. Sein Elternhaus hatte ihm eben als Elternhaus ganz gut geschienen, wie es gerade war, aber er für sich selbst träumte allerdings anderes. Nein, er träumte nicht, — Träumen war eine veraltete, nicht mehr zeitgemäße Einrichtung, allein er erwartete von der Zukunft Besseres, und dieses Bessere wollte er sich selbst erringen! Theo von Luckna hatte es ausgesprochen, ein Mann muß für sich selbst sorgen, und Egmont Malcolm mit seinen neunzehn Jahren fing doch nachgerade an, ein Mann zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die erste Uebtiffin.

Novelle von E. Girundo.

Anno D. 894.

Brachmonat.

Ueber der blauen Fluth des Chiemsees zitterte die heiße Luft eines Junimittages. Im Westen türmten sich hohe Gewitterwolken, und der majestätische Gebirgszug von der Felsenkrone der Kampenwand bis zum Bahmann und Göl lag in Dunstschleier gehüllt. Die kleine Insel, die seit kaum einem Jahrhundert ein christliches Kloster, einen grauen Holzbau barg, theilte die Stille der Mittagsschwüle. Kein Vogel sang in den Weiden, die das Ufer einfaßten, kein leiser Windhauch bewegte das Laub, — wie Del lag das Wasser um den flachen Strand.

Nur bei dem niederen, thurmlosen Klostergebäude, das durch Bäume vor den Stürmen geschützt lag, war reges Leben sichtbar. Geschäftig liefen dort die schwarzen Gestalten der Nonnen ab und zu. Zu dem groben härenen Gewande trugen sie ein haubenartiges Tuch um den Kopf. Sie waren eifrig bemüht, die schmale Thüre und die rohe Balkenwand mit Blumengewinden zu schmücken. Eidenlaub von Herrenwörth und weiße wie gelbe Seerosen bildeten die einfachen Kränze.

Von Zeit zu Zeit lugte eine der Frauen, die Hand schützend über die Augen haltend, nach dem fernen, westlichen Ufer und schüttelte dann, voll Besorgniß über die drohenden Gewitterwolken, das erhobte Haupt.

Auf der Höhe der kleinen Insel stand unter blühenden Linden das kleine christliche Kirchlein, das Herzog Tassilo nebst dem Kloster gegründet hatte.

Daher kam nun der Bischof von Salzburg, des Klosters oberster Herr, mit einem großen Gefolge von Geistlichen. Es mußte wohl ein Ereigniß von höchster Wichtigkeit sein, das diesen hohen Herrn veranlaßt hatte, die Reise nach dem Eiland im Chiemsee zu unternehmen.

Als sich der glänzende Zug in feierlichem Schritte dem Strande näherte, entstand unter den Nonnen eine doppelt unruhige Bewegung. Alles eilte dem Ufer zu. „Gewiß kommt sie schon, nur rasch vollendet noch das letzte! Seht, schon erscheint das große Schiff an der Landspitze der Herreninsel! Das wird sie bringen!“ So riefen die frommen Frauen lebhast durch einander.

Auch aus den niederen grauen Fischerhütten, wo die groben Netze an Pfählen zum Trocknen hingen, kamen die Leute vom östlichen Ufer neugierig herzugelassen. Die Männer waren meist nur mit Fellen bekleidet, die Frauen mit rauhem Wollgewebe.

Am westlichen Theile der Insel, bei den alterthümlichen Weiden verjammelten sich bald, in hoher Erwartung, alle Bewohner der Insel, ehrfürchtig der Geistesfreiheit Platz machend.

Ganz verborgen unter den tief herabhängenden Ästen eines sturmgeprüften Baumes saß auf dicht verchlungenem Wurzelgestelch, das der See unterpflüßte, ein junges Mädchen. Stand der See hoch, so bedeckten seine Wellen den Fuß des Stammes, jetzt aber, — es war schon seit Wochen kein Regen gefallen, — war der Platz unter dem Baume ganz trocken, und die langen dichten Äste verhüllten wie ein grüner Schleier die jugendliche Gestalt. Sie hatte den vollen Arm um den grauen Stamm geschlungen, an dem ihr Haupt ruhte. Ein weißes Wollhemd und ein kurzer schwarzer Rock waren ihre ganze Kleidung. Ihre nackten Füße hatte sie in die durchsichtige Fluth gestreckt, und zuweilen spülte das Wasser hoch über ihre feinen Knöchel hinauf. Dann flog ein seltsames Rächeln über das schöne Angesicht, und sie schüttelte die langen rothen Locken, die ihr bis weit über die Hüften herabfielen, wie mit einem Wonneshauer von der Stirn zurück.

Das erwartete Schiff kam jetzt rasch auf der tiefblauen Seefläche näher; es schien, als habe es sich von dem finstern Hintergrund der Wolken in die Höhe. Es bestand aus einem großen Eichenbaum, roh zuechauen, der von drei kräftigen Aechten gerudert wurde, während ein vierter, rückwärts stehend, das ungelente Fahrzeug steuerte.

Als die Gestalten in dem Schiffe deutlicher erkennbar wurden, erhob sich ein Murmeln der Bewunderung in der harrenden Menge. Auch das Mädchen unter der Weide bog die Knie ein wenig aus einander und betrachtete die Kommenden. Ihr großes braunes Auge verschlang fast das farbenprächtige Bild, das sich ihm bot, und das junge, vorgebeugte Antlitz glück dabei einer Durstenden, der nach langem Schmachten kühlere Trank geboten wird.

Zwischen reichgekleideten Männern in Waffen und Rüstung

faß, etwas erhöht, eine Frau. Ein dunkelrothes Gewand, mit breiter Goldstickerei am Brustkoller und am Saum, bedeckte die edelgestaltete Gestalt.

Das Antlitz war blaß; ein ernster, trauriger Zug lag um die feinen, leichtgeschwungenen Lippen. Die dunkeln Augen ruhten wie mit banger Frage auf dem kleinen grauen Eiland.

Es war des Frauenklosters erste Aebtissin: Markgräfin Irmengard, die von König Arnulf plötzlich hierher gefandt ward.

Boll, Nonnen und Geistliche waren vollständig von dem Anblick der hohen Frau gefesselt. Es schien, als habe sich die Stille des Sommermittags wie ein Bann jetzt auch auf die Menschen gelegt.

In Schiffe selbst entstand nun Bewegung. Der schwere Einbaum war, ungefahr hundert Schritte vom Ufer, fest auf den Sand gefahren. Umsonst blieb alles Bemühen der Knechte.

Zu gleicher Zeit erhob sich ein gewaltiger Gewittersturm und peitschte den See in langen, schaumgekrönten Wellen gegen das Boot.

In dem Augenblicke, als die Wellen auf den Schiffen zu schlagen, schloß sich die Thüre hinter dem feierlichen Zuge, der die neu ernannte Aebtissin in das Kloster geleitete.

Nur Berchta stand noch immer unbeweglich, den Blick auf die Thüre gerichtet, hinter der Frau Irmengard verschwunden war.

Da flog eine Röde, mit schrillum Schrei, dicht über ihrem Haupte seewärts. Sie wandte sich, und ein Jauchzen und Lachen zugleich, gewaltig und doch rührend, drang aus ihrer Brust.

„Ich komme, ich komme!“ rief sie, mit weit ausgebreiteten Armen, in die wogende Fluth zurück, und bald theilten ihre starken Hände die hohen Wellen, und sie schwamm in den See hinaus.

Oben am Kloster, fern von den kirchlichen Feierlichkeiten, unter denen die neue Aebtissin eingesetzt wurde, stand der junge Guntram und starrte hinab auf die Wasserfläche.

Heumonat.

„Wie so anders ist es heute, als damals, da Du, Wilde, mich durch den tobenden See trugst, Berchta! Sieh nur, wie herrlich die Berge im Abendroth glühen, wie sich das stille Eiland, das mir in den kurzen Wochen nun schon so lieb geworden ist, in den dunkeln Fluthen spiegelt, ähnlich einer reinen Seele in dem klaren Auge des Menschen!“

Frau Irmengard sprach langsam und sinnend. Sie hatte das reiche Gewand der Fürstin mit dem härenen Ordenskeld vertauscht und sah am Steuerende des Einbaums, der still auf der abendlichen Fluth trieb.

„Wie sagt Ihr? Sehnsuchtsvoll! Ja, Sehnen, tiefes, unerfülltes Sehnen liegt in den Wellen — und in mir! Darum zieht es mich so unwiderstehlich an. Das ist so stark, so groß wie die Macht des Wassers selbst!“

„Aber Berchta, mein Kind, Du hast es mir versprochen, Du darfst nicht mehr tollkühn mit der Gefahr spielen. Die Fluth ist treulos!“

Da flog wunderjames Lächeln um die Mundwinkel des Mädchens. „Trennlos? Kann sein wider die Menschen, die sie beherrschen wollen; aber nicht gegen mich, — ihr Kind!“

Gross hielt nicht stand vor dem seltsam begeisterten Angesicht des Mädchens.

„Seht, Frau Fürstin,“ begann dieses wieder, „Euch muß ich sagen, was ich noch niemand vertraut habe. Ihr seid anders als der Vater und all die frommen Frauen, die mich immer zu ihrem Gotte zwingen wollen.“

„Berchta, armes Kind, wie liegt Deine Seele noch im Trüben,“ flüsterte die Aebtissin, aber gespannt erwartete sie, was nun kommen werde.

„Der einzige Mensch, der mich bisher verstand, ist todt. Das war der alte Thorsten, des Fischers Peter Vater.“

„Also Dein Großvater,“ belehrte sie Frau Irmengard. „Hört mich nur erst zu Ende! Er wurde wohl weit über hundert Jahre alt.“

„Hört mich nur erst zu Ende! Er wurde wohl weit über hundert Jahre alt. Fern vom Norden herunter kam er einst als Jüngling mit dem Kriegszug eines großen Kaisers.“

„In seiner rauhen Heimat lebte noch bei den Alten der geheimnißvolle Glaube an die Götter Walhalls. Wohl ward er Christ, aber in seinem Herzen konnte er die Sehnsucht nach Botan und Thor nicht bannen.“

„Mir vertraute er die schöne, die herrliche Mähr von jenen Gewaltigen, und trotz Laufe und Kirchgang flehte ich oft zu ihnen und — schüttelt nicht das edle Haupt, denn Euch muß ich sagen, was ich den Priestern verschwiegen — sie halfen stets meiner Noth!“

„Was mir Thorsten in einer geweihten Stunde erzählte über mein eigenes Dasein, — der wilde Jäger zog eben in rasendem Hegen über See und Insel — das bestärkte nur mein Vertrauen, denn . . . er,“

„— sie zögerte, barg dann ihr Haupt fest in der Aebtissin rauhes Gewand und fuhr leise fort: er hat mich — gefunden. Ich bin keines Menschen Kind!“

„Seht, dort am Klosterufer, auf den Wurzeln jener alten Weide, lag ich, in die Blätter einer Seerose gewickelt, mit den langen Stielen derselben verknüpft. Wie oft hat er es mir erzählt! Behutsam, ja sehr nahm er das Geschenk des Wassers in seine Arme.“

„Er sagte, die Wellen hätten so warnend dabei gerauscht, als hätten sie ihm das Kind recht sorgsam anempfehlen, als hätten sie schwören wollen, es zu rächen, sollte ihm ein Leid geschehen! Und wie bittete er mich! Wie lehrte er mich das Wasser lieben, ihm danken für alles Gute, das mir ward!“

„Der Heide!“ murmelte Irmengard grollend. „Bethörtes Kind, wie unrecht ist Dir geschehen! Ein Märchen ward Dir angedichtet und das reine Licht des Christenthums dadurch getrübt.“

„Das giebt ernste, aber, so Gott will, lohnende Arbeit! Und lieblosend strich sie über das schöne Haupt des Mädchens.“

„Ich bin noch nicht fertig, Frau Fürstin! Ihr, die Ihr mir erscheint wie ein glühender Stern in dunkler Winter Nacht, der so hell winkt, als sei er ein Gruß von den vertriebenen Göttern, Ihr sollt, Ihr müßt mir glauben! Die Günst, die Ihr mir verheißt habt . . .“

„Schweig um Christi Wunden halber! Du weißt noch nicht, was ich zu geben habe! Du kennst der Güter höchstes nicht, aber Du fannst es erringen! Denn unter düstem Unkraut ruht in Deiner Seele das unbewusste Sehnen nach dem Höchsten!“

„Du sollst das Glück erreichen, das ich selbst verlor, — aber deßhalb schweige! Schweige von der Günst, die ich zu ertheilen habe, — bis ich Dich mahne!“

Begeistert forschte Berchta's Blick in dem erregten Antlitz der Aebtissin; der seine Mund zuckte, wie wenn gewaltiger Schmerz mit noch gewaltigerer Liebe stritte.

„D, könnt' ich doch durch Eure Augen hinab in Euer Leben schauen! Eure Worte sind wie das Rauschen Eurer Seele! Wohl klingt es mir noch fremd und fern, aber ich werde es verstehen lernen, wie ich das Brausen des Sturmes, das Säuseln des Schülfes verstehe, und dann wird das Geschehen, was mir der alte Mann im weissen Barte verhieß: „Es wird einst über Dich kommen wie das Blühen der Blumen, wenn das Eis geschmolzen ist; treiben und wachsen wird es in Dir, und Du wirst selig sein im Geben und Nehmen!““

Da lächelte Irmengard traurig. „Die Seligkeit, mein Kind, die Dir Dein Großvater ankündigen wollte, wird nicht durch mich über Dich kommen, denn das ist — die Liebe!“

Sie sprach die letzten Worte so leise, als sollte das Mädchen den Schmerz nicht bemerken, den sie in ihr weckte. Berchta aber hatte sie vernommen.

„Die Liebe?“ fragte sie sinnend. „Die Liebe, die meine Gespiellinnen hier auf der Insel so nennen, die kann es nicht sein. Sie macht die Weiber elend, nicht selig. Und die Liebe, von welcher der Vater spricht, die nur im Entfagen glücklich ist, die hat der alte Thorsten sicher nicht gemeint, denn sie war ihm verhaßt. Er liebte den Kampf, nicht die Ergebung!“

Die Aebtissin hatte hinaus geschaut auf die Fluth, die Worte des Mädchens schlugen kaum an ihr Ohr. Sie kannte sie wohl, die Liebe, die der alte Heide geschildert, denn sie lehrte in alle edeln Frauenherzen ein, auf dem Throne wie in der Hütte der Armuth, und auch Frau Irmengard war einst selig gewesen im Geben und Nehmen.

In tiefes Sinnen verlor, hatte sie ihre Hand von der Lodenfluth auf Berchta's Haupte herabgleiten lassen zu deren Nacken. Da fühlten ihre Finger eine grobe Schnur.

„Was hast Du da?“ fragte sie und zog ein verblühenes Säcklein aus des Mädchens Busen. Berchta's Augen leuchteten.



Darstellung der ersten Aufführung von Goethe's „Fischerin“. Nach einer älteren Lithographie. Ein Künstlerfest in Tiefurt. — Siehe Seite 102.

„Berchta, was sprichst Du da wieder für sündhafte Worte! Du bist des Fischers Peter Kind und nicht der Wellen Tochter,“ verwies mit strengem Tone die Aebtissin; ihr Blick aber lag forschend auf dem plötzlich träumerisch gewordenen Mädchen.

„Vorcht, Frau Fürstin . . . wehret mir nicht! Wir seid Ihr Fürstin und nicht Aebtissin! Die hohe Frau, die vom Throne kommt und die Völker beherrscht, wie es einst die großen Götter thaten, die haben diese Arme getragen, nicht die Klosterhirtin! So, gerade so habe ich es mir gedacht, und so muß es mir bleiben, — die Aebtissin hätte ich nicht aus den Wellen geholt!“

„Berchta!“ mahnte Frau Irmengard abermals. Doch ihr

Die Aebtissin hatte hinaus geschaut auf die Fluth, die Worte des Mädchens schlugen kaum an ihr Ohr. Sie kannte sie wohl, die Liebe, die der alte Heide geschildert, denn sie lehrte in alle edeln Frauenherzen ein, auf dem Throne wie in der Hütte der Armuth, und auch Frau Irmengard war einst selig gewesen im Geben und Nehmen.

In tiefes Sinnen verlor, hatte sie ihre Hand von der Lodenfluth auf Berchta's Haupte herabgleiten lassen zu deren Nacken. Da fühlten ihre Finger eine grobe Schnur.

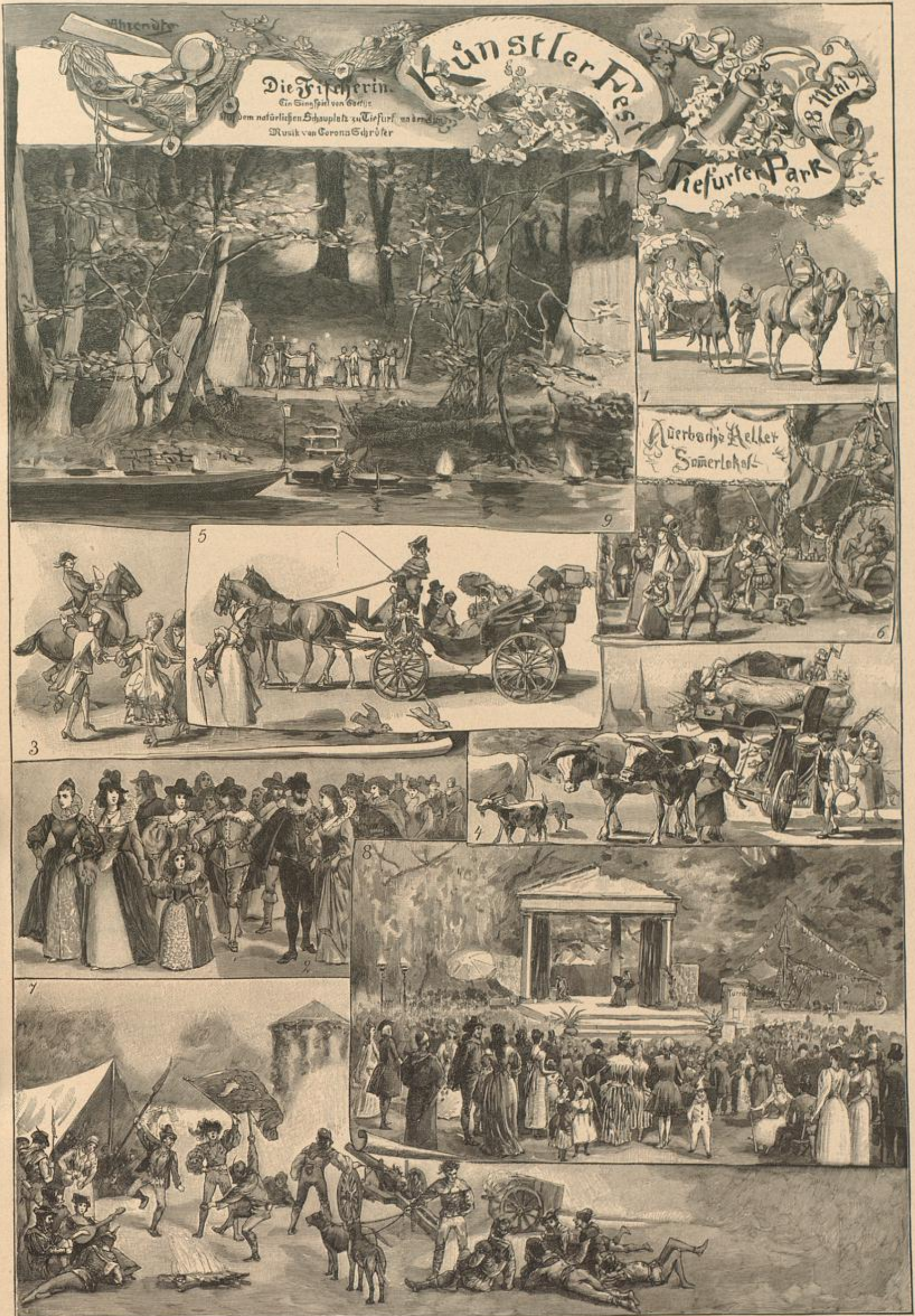
„Was hast Du da?“ fragte sie und zog ein verblühenes Säcklein aus des Mädchens Busen. Berchta's Augen leuchteten.

Mit leuchtendem Blick schaute sie auf die Angeredete und streckte ihr die gebräunten, kräftigen Arme entgegen.

Prüfend blickten die klugen Augen der zarten Frau auf die eigenartige Gestalt. Muth, Kraft und ein Drittes, das sie sich nicht ganz von einer Magd erklären konnte, fand sie in dem jugendlich blühenden Angesicht.

„Ich gewähre Deine Bitte, Berchta, Du wirst mich sicher tragen!“ antwortete sie dann mit ruhigem Tone.

Sorgsam wollte nun Ritter Guntram den Mantel um Frau Irmengard breiten, aber Berchta wies ihn zurück. „Das hemmt im Geben!“ sagte sie entschieden, ohne den Jüngling auch nur mit dem Blick zu streifen, und hob die schlankte Frau leicht wie ein Kind auf ihre Arme.



Ein Künstlerfest in Tiefurt.
Nach einer Zeichnung von R. Khrenbts. — Siehe Seite 102.

